

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 11 (1916)
Heft: 8

Artikel: Klassenkampf oder "ein drohender Krieg der Geschlechter"
Autor: A. R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351131>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Bedeutung des ersten August.

Je weiter wir in der Geschichte zurückgreifen, sind Wahrheit und Dichtung um so inniger mit einander verbunden. Die träumende Volksseele bemächtigt sich der Ereignisse, sie formt sie um und spinnt sie fort. Sie gehen von Mund zu Mund und verdichten sich nach Jahrhunderten zum Märchen- oder Sagenwald, aus dessen verschlungenem Geäst und Geranke die Forschung nur mühsam den urtümlichen Kern der geschichtlichen Begebenheiten herauszuschälen, zu entwirren vermag.

Ein solcher Sagenwald sind die Landvögte-, die Gessler- und Tellgeschichte unseres Landes. Diese wohl einer weit zurückliegenden Zeit angehörenden Geschehnisse werden noch immer von der bürgerlichen Geschichtsschreibung in engsten Zusammenhang gebracht mit dem Bund der drei Waldstätte am 1. August 1291 auf dem Rütli. Alljährlich begeht unser Bürgertum diesen Gedenktag. Es verherrlicht in patriotischen Schul- und Landesfeiern, durch die das National-, das Vaterlandsgefühl, zu maßloser Selbstüberhebung gesteigert wird, jene sagenumwobenen Freiheitstaten unserer Altvordern.

Karl Bürkli vor allen anderen gebührt das Verdienst, Licht und Klarheit in das Dunkel über den Ursprung der Eidgenossenschaft gebracht, die gräßliche Geschichtsfälschung aufgedeckt zu haben. „Nichts Großes, nichts Erhabenes in der Weltgeschichte wird zerstört“, schrieb er, „wenn die Forschung als Weltgericht auftritt und nur das Wahre gelten läßt. Gewinnt aber das Volk erst das Bewußtsein, daß dieses Große und Erhabene seiner eigenen Kraft entspringt, dann wird es damit auch die Kraft gewinnen, zu künftigem Großem und Erhabenem.“

So sind denn die alten Eidgenossen kein „lammfrommes, gottesfürchtiges und friedliebendes Volk von Hirten, das,“ wie Dänkliger in seiner Schweizergeschichte sagt, „still und genügsam für sich lebte seit alter Zeit, sorgfältig bedacht, pietätvoll die Sitte der Väter zu bewahren“. Vielmehr waren sie als echte Nachkommen der Alemannen eine „härtebeigige Rasse“, die zur Zeit des Schweizerbundes auf ihrem eigenen Grund und Boden, der altgermanischen Gemeinmark saß.

Das gilt besonders von den Innererzhözern, die sich des fränkischen Raubadels und der Uebergriffe des adeligen Gotteshauses Einsiedeln dauernd zu erwehren vermochten. Ihre Kraft und unüberwindliche Stärke lag in ihrer Markgenossengemeinde, die in lebendigen Ueberresten noch heute in zwei Großallmenden in Uri und Schwyz erhalten ist.

Das ganze Ländchen war wie eine Festung. Ueber Berg und Tal führten Landwehren, Lehmauern mit Legitürmen. Alle Markgenossen zusammen bildeten die gesetzgebende Gewalt, die sich in der Landsgemeinde verkörperte. Diese wählte die Behörden, die Verwaltung, die Beamten, machte die Gesetze und war selbst Straf- oder Landgericht für die Markgenossen. Da gab es kraft des ökonomischen Grundverhältnisses weder „hordreiche noch blutarme Leute“. Alle einte gleiches Recht und gleiche Pflicht: Allgemeines Wahlrecht und allgemeine Wehrpflicht. Jeder hatte von der Gemeinschaft den Erdboden, Luft und Wasser umsonst. Kraft seines Selbstbestimmungsrechtes behielt er mit den andern stets das Wohl des Ganzen im Auge. Und war die Gemeinschaft von außen bedroht, so wußte ein jeder, daß er mit seinem Einsatz an Gut und Blut ein wirkliches und nicht, wie heute der Proletarier, bloß ein eingebildetes Vaterland zu schützen, zu verteidigen hatte. Für ihn war der Wahlspruch: Einer für alle und alle für einen Wahrheit, lebendige Tat.

Wie in kalten Schleiern liegt die Zukunft vor uns. Doch schon beginnen sich die luftigen Enden zu heben. Der

Krieg mit seinen Ungeheuerlichkeiten zwingt zum Nachdenken, zur Erkenntnis, zum Wissen. Die durch ihn beschleunigte Konzentration, noch größere Zusammenfassung der kapitalistischen Kräfte, ist die Vorbedingung zur gesellschaftlichen Umgestaltung. Mit dem aufzubrechenden landwirtschaftlich-genossenschaftlichen Großbetrieb und dem kommunikativen Großhaushalt schafft er die Grundlage zu Gesellschaftsverbänden und schließlich zur allumfassenden Gemeinwirtschaft freier Menschen. In ihr wird einst in Erfüllung gehen des Dichters Wort, das er die Freiheitsmänner in verschwiegener Nacht auf der stillen Waldwiese am See, auf dem Rütli, sich geloben läßt zu sein:

Ein einzig Volk von Brüdern.

Klassenkampf oder „Ein drohender Krieg der Geschlechter“.

In der letzten Nummer der „Vorkämpferin“ wurde in einem Artikel der Genossin Dr. Marion Philips in London die Befürchtung ausgesprochen, daß die Veränderungen auf industriellem Gebiet eine große, ernste Gefahr mit sich bringen, den schärfsten sozialen Gegensatz der Geschlechter. Auch andere Artikelschreiber in der Tagespresse und Verfasser von Broschüren teilen diese Befürchtung, und entwerfen ähnliche Zukunftsbilder von einem Krieg, „in dem die männlichen Arbeiter und die von ihnen abhängigen Frauen den Frauen gegenüberstehen werden, die arbeiten müssen, um zu leben“.

Die Leserinnen, die einigermaßen vertraut sind mit der Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus, werden mit mir darin einig gehen, daß wir nicht in die Zukunft blicken müssen, um obiges zu konstatieren, sondern in die Vergangenheit. Und erst jene Arbeiterinnen, deren Proletarierlos es schon vor dem Kriege war, in der Fabrik oder im Großbetrieb das Brot zu verdienen, die kennen den „Krieg der Geschlechter“ aus eigener Erfahrung. Jeder Tag brachte ihnen die immer wiederkehrende Tatsache, daß sie als Frauen die niedrigste und am schlechtesten bezahlte Arbeit verrichten dürfen, während der Mann die höheren Berufe okkupierte und sich auch für genau gleiche Arbeit besser bezahlen ließ, immer schon vor dem Kriege. Daß die Frau als Lohnbrückerin die gefährlichste Konkurrentin des Arbeiters und ein Hemmschuh für den Aufstieg der Arbeiterklasse war, ist eine Tatsache, die nicht erst prophezeit werden muß. Die Frage ist nur: Liegen die Ursachen wirklich im Unterschied der Geschlechter oder in den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen? Sollen und werden die Geschlechter einander bekämpfen oder werden beide vereint den Kampf gegen die ökonomisch wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände aufnehmen? Zugegeben muß werden, daß die Frauen im allgemeinen nicht über die gleichen physischen Kräfte verfügen wie die Männer, daß sie aus diesem Grunde auf Arbeitsgebiete gedrängt wurden, die weniger Muskelkraft verlangten. Mit der größeren Entwicklung der Technik konnte man die Frauen neben den Kindern an Maschinen beschäftigen, die Wachsamkeit und Geschick verlangten; aber gerade aus diesem Grunde, weil sie ganz so wie Halberwachsene, wie Kinder, und neben diesen verwendet wurden, sahen die Unternehmer in der Frau keine volle Arbeitskraft, namentlich auch deshalb nicht, weil sie meist neben der Berufsarbeit noch den Haushalt zu besorgen hat. Hinzu kommt noch, daß jedes Mädchen, jede Frau in sich die Möglichkeit hat, Mutter zu werden. Da erfordert der Organismus des Weibes, als Träger des zukünftigen Geschlechtes, Schonung; ein Grund mehr für die Unternehmer, die Frauenarbeit geringer zu werten, weil er sie nicht schrankenlos ausbeuten darf; denn der Staat kam und legte ein Veto ein, nicht aus Liebe zu der Frau, nicht aus Erbarmen mit ihr, sondern im Interesse der Selbsterhaltung des Staatswesens, im Interesse des Volkes und vor allem im

Interesse der Ausbeuterklasse selbst. Denn, wenn die Masse der Frauen, die Arbeiterinnen unfähig werden, Kinder zu gebären, oder wenn sie die Kinder nicht mehr aufzuziehen imstande sind, dann hätte sie ja weniger Ausbeutungsobjekte, folglich weniger Profit. Da kam man mit einem Pflasterchen, das man Mutterschutz nannte, und meint Wunder was getan zu haben, wenn man der Schwangeren erlaubt, ein paar Wochen vor der Niederkunft die Arbeit niederzulegen und sie während dem Wochenbett als Kranke behandelt. Während dem Krieg wurden in den kriegführenden Staaten die wenigen Schutzbestimmungen aufgehoben, das heißt man hat den Industriellen überall erlaubt, diese außer Kraft treten zu lassen, um das weibliche Geschlecht ganz über seine Kraft hinaus ausbeuten zu können. Und hier liegt der wundeste Punkt. Nicht darin, daß die Frau in Arbeitsgebiete gedrängt wurde, die bisher ausschließlich als Tätigkeitsgebiet des Mannes galten, liegt für die Frau der Angriffspunkt allein. Poeten und Soldatschreiber mögen von „Muttersglück“ und „Muttersfreuden“ schwärmen, die Proletarierin vergießt Blut, opfert ihre Gesundheit, ihre Ruhe und ihre Kraft für Kinder, die nicht ihr gehören, sondern sobald sie der elterlichen Pflege und Aufsicht entbehren können, auf den Arbeitsmarkt als Ware verschachert oder als Kanonenfutter aufs Schlachtfeld beordert werden, und gleichwohl wird diese Funktion des Weibes als minderwertig behandelt. Hier muß die Frau den Kampf aufnehmen. Das zeigt der Krieg ja sehr deutlich: Staat und Kapitalismus haben ein enormes Interesse daran, daß sie ihre Funktion als Geschlechtswesen erfüllt, also soll der Gesellschaft der weitgehendste Mutterschutz abgezwungen werden. Nicht, daß man ihr immer wieder vorleiert, wie stolz sie sein darf, dem Manne so und so viele Kinder zu „schenken“, denn dieses Geschenk gehört auch nicht dem Zeugenden. Sie beide als Ausgebeutete haben nur die Lasten der Erziehung zu tragen und die Früchte erntet dann das Kapital. Hier gibt es keinen Unterschied des Geschlechts. Der Klassenbewußte Arbeiter erkennt das und ruft deshalb nicht mehr wie das Bürgertum und die noch Schwankenden und Indifferenten: Zurück ins Haus! sondern: Heraus, mit uns auf zum Klassenkampf!

Besser als je versteht die Arbeiterin diesen Ruf! Je abgegebener und vereinzelter sie erwerbstätig war, umso schwerer erreichte sie dieser Kampfruf. Aber gerade dadurch, daß der Krieg enorme Frauenmassen zum Erwerb und in Berufszweige trieb, wo sie den männlichen Arbeiter ersetzen mußten, werden all die Voraussetzungen und Bedingungen geschaffen, die notwendig sind, damit der großen Masse der Frauen Klassenbewußtsein und Solidaritätsgefühl eingeimpft werden. Deutlicher und klarer wird ihnen durch den täglichen Anschauungsunterricht all das, was die organisierte Arbeiterschaft, was Agitatoren in Wort und Schrift ihnen lehren. So besorgt eigentlich die Arbeit in Munitionsfabriken, auf der Eisenbahn und in Staatsbetrieben eine revolutionierende Aufklärungsarbeit. Daß die arbeitenden Frauen besser als akademisch und oft besser auch als sozialistisch Geschulte verstehen, daß sie nicht dem Arbeitsbruder, sondern dem Kapitalismus den Kampf ansagen, daß es sich nicht nur darum handelt, ob ein Mann oder eine Frau diese oder jene Arbeit verrichtet, sondern unter welchen Bedingungen sie getan wird. Es ist ganz selbstverständlich, daß da, wo die Frauenarbeit benötigt wird, um die Löhne herabzusetzen und die Arbeitszeit zu verlängern, die männlichen Arbeiter den Kampf gegen solche Arbeitsuchende aufnehmen müssen, ähnlich wie sie gegen Streikbrecher sich wehren. Schon während dem Kriege zeigt es sich, daß die Frauen für Lohnkämpfe eher und schneller zu gewinnen sind, also nicht gegen, sondern mit den Arbeitern kämpfen wollen, zum Beispiel bei Streiks selbst in kriegführenden Ländern. Wenn sie in Munitionsfabriken, wo die Frauen wie die Männer unter Kriegsgefeß stehen, es wagen, den Kampf aufzunehmen, so ist das für den Klassenkampf nach dem Kriege gewiß ein gutes Zeichen. Werden die Arbeiterinnen an den gewerkschaftlichen Kämpfen teilnehmen —

und diese spizen sich aller Wahrscheinlichkeit nach zu —, dann ist eine notwendige Folge, daß sie auch eher für den politischen Kampf zu gewinnen sind.

A. R.

Die Hungerlöhne in der Textilindustrie.

Kürzlich wurde in einer bürgerlichen Zeitung, im „Neuen Winterthurer Tagblatt“, ein Artikel über „Die ausländischen Arbeiter der Schweiz“ aus dem Schweizer Zentralblatt für Staats- und Gemeindeverwaltung abgedruckt. Und merkwürdig! Das Kapitalistenblatt fand kein einziges Wort des Vorbehalts, ging also mit dem Inhalt durchaus einig. Dabei ist von ganz besonderem Interesse die Anerkennung der Tatsache, daß in der schweizerischen Textilindustrie die Löhne zu klein sind, um auf die Frauen in industriellen Gegenden der Schweiz irgend eine Anziehungskraft auszuüben. Es wird sogar auf den Mangel an Arbeiterinnen hingewiesen und dafür ins Feld geführt, daß die Textilindustrie z. B., die allein 65,000 Arbeiterinnen bedarf, in den wenigen Kantonen der Ostschweiz, wo sie festen Fuß gefaßt hat, die benötigten Arbeitskräfte nicht aufreiben kann. Die Zuwanderung aus der übrigen Schweiz sei eben gering, weil vielerorts die Hausindustrie dies hindere. „Dann“, wird in dem Artikel gesagt, „sind die Löhne auch zu klein, um aus solchen industriearmen Gegenden Arbeitskräfte herbeizulocken. In den Gebirgskantonen war bisher die Fremdenindustrie hinderlich und wo dies nicht der Fall ist, bestand an manchen Orten eine geradezu unüberwindliche Abneigung gegen die Fabrikarbeit.“ Auf welche Gründe diese Abneigung zurückzuführen sei, wird nicht gesagt. Offenbar sind es in der Hauptsache die allgemein bekannten schlechten Arbeiterinnenlöhne, die Elend, Entbehrung, Verzicht auf Lebensfreude und Glück bedeuten.

Ueber die Höhe dieser Löhne ist in dem Artikel wohlweislich nichts vermerkt. In seiner interessanten Schrift gibt Dr. Hans Kaufmann darüber Bescheid. So führt er aus, daß in der Baumwollenindustrie die folgenden Tagelöhne üblich sind:

	Durchschnitt	Minimum	Maximum
Carderie	2.40	1.45	3.30
Spinnerinnen	1.93	1.50	3.30
Buntweberinnen	2.12	—	—

Das sind die Frauenlöhne in der Seiden- und Stickerieindustrie sowie in der Trikotere. Im vollsten Sinne des Wortes Hungerlöhne, bei denen alleinstehende Frauen freudlos verkümmern und frühzeitig dahinstelken, Arbeiterinnen, die in Familien von ihren Angehörigen miterhalten werden müssen. Der Vater einer solch schlecht bezahlten Arbeiterin hat für einen Teil ihrer Unterhaltskosten aufzukommen, indem er von seinem sauer genug verdienten Lohne dem Textilbaron noch ein Geschenk machen muß. Darum hinein, ihr Arbeiterinnen, in die Organisation, in die Gewerkschaft! Dann werdet ihr imstande sein, dem Kapital bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen abzutrotzen.

Hungerleben der Berliner Straßenbahnerinnen.

Wie hohe Zeit es war, durch Massenspejungen die Lebensnot der Proletarierinnen und ihrer Kinder einzudämmen, zeigen die folgenden, einer bürgerlichen Zeitung, dem „Berliner Tageblatt“ entnommenen Schilderungen:

Eine der Schaffnerinnen sagt:

„Mein Mann ist eingezogen, ich habe ein achttjähriges Töchterchen, das sich tagsüber bei meiner Schwester aufhält. Es ist dort und ich zahle dafür. Meine Wohnung ist tagsüber abgeschlossen. Wenn ich nach Hause komme, bin ich müde, und ich bringe mir gewöhnlich etwas mit, was ich auf dem Wege